

RENÉ KLAMMER

WIR
KANNTEN
UNS



Roman

LESEPROBE
KAPITEL 5

Jegliche Veröffentlichung, auch auszugsweise,
bedarf der Zustimmung des Verlags:
Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln
Tel./Fax: 0221 368 55 40, Internet: www.rr-verlag.de

© Roland Reischl Verlag, Köln: 2014

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-943580-08-2

Meinen zweiten Krankheitstag nutze ich für eine Fahrt nach Bad Breisig. Ich steige aus dem Zug und mit jedem Schritt gehe ich ein paar Jahre zurück. Natürlich wird sie jetzt nicht plötzlich um die Ecke biegen, aber das Ziel meines Ausflugs ist klar: sie wiederzusehen. Davor habe ich Angst. Noch mehr Angst habe ich allerdings davor, sie nicht wiederzusehen. Sie vielleicht niemals wiederzusehen. Vielleicht beginnt meine Suche deshalb so zögerlich und ohne dass ich eigentlich den Entschluss gefasst hätte, sie zu suchen: Die Fallhöhe ist zu groß. Denn wenn ich erst einmal anfangen zu suchen, höre ich womöglich nie wieder auf damit.

Aus dem Gedächtnis hätte ich den Weg nicht beschreiben können, aber jetzt, wo ich alles vor mir sehe, kommen die Erinnerungen zurück. Ich frage mich, ob nicht unser ganzes Leben, jede einzelne Sekunde davon, in unserem Hirn gespeichert ist, jedes Wort, jeder flüchtige Eindruck, jeder Geruch oder Ton. Und wir kommen bloß nicht an alles heran, müssen warten, bis eine Zufalls-Assoziation die entscheidende Brücke schlägt.

An einer Laterne entdecke ich einen bunten Wegweiser zum »Bad Breisiger Märchenwald«. Zum ersten Mal seit Langem höre ich Katharinas Stimme wieder. Auch ihren Gesichtsausdruck sehe ich vor mir, während sie von diesem Märchenwald erzählt – irgendwann im Winter war das, während wir in Köln an einer Bushaltestelle warteten.

Ich muss sie verscheuchen, diese Bilder. Wieso erinnere ich mich Wort für Wort an belanglose Unterhaltungen von vor 15 Jahren, vergesse aber meine eigene Telefonnummer? „Ich sag’ dir was: Die größten Ge-

heimnisse verbergen sich nicht im Universum, sondern hier drinnen“, sie tockte gegen ihre Schläfe, in unseren eigenen Köpfen. „Dem Universum kommen wir vielleicht mal auf die Schliche – aber was hier drin abgeht, werden wir nie erklären können.“

Rheineck, hier bin ich richtig: der kleinste und älteste Stadtteil von Bad Breisig – seine drei Straßen liegen im Schatten des Waldes. Katharinas Elternhaus steht hier. Ich komme an dem steilen Pfad vorbei, der im Dickicht verschwindet und hochführt zur Burg. »Burg ist nicht mehr zu besichtigen«, warnt ein Schild die Rheinromantiker, die nur zu gerne vom Bergfried auf den Strom



Foto: Bad Breisig Tourismus- & Wirtschaftsförderungs GmbH

blicken würden. Ich folge stattdessen dem Bach, sein sanftes Rauschen begleitet mich auf dem Rest meines Weges. Am neuen Dorfplatz verschwindet er kurz unter dem Asphalt, taucht aber in der Seitenstraße, die zum Kapellchen führt, gurgelnd wieder auf. Vom Kapellchen sind es bis zu Katharinas Elternhaus nur noch wenige Schritte. An dieser Stelle führt eine schmale Treppe hinunter zum Wasser, „früher haben wir da unten geses-

sen“, sie und ihr Bruder, „und haben Papierschiffchen auf die Reise geschickt. Und dann sind wir rübergerannt, wo jetzt der Dorfplatz ist, und haben geguckt, ob die Schiffchen da wieder rausschwimmen.“

Ich raffte mich auf, gehe weiter, der Asphalt ist brüchig und bröckelig wie damals, daran hat sich nichts geändert. Gleich muss es kommen, das Haus, auf der linken Seite. Ich erwarte nicht, sie persönlich anzutreffen, natürlich nicht, bestenfalls wird irgendwer aufmachen, der mir ihre Adresse geben kann, ihre Familie wird ja wissen, wo sie zu erreichen ist. Und vielleicht erfahre ich bei der Gelegenheit, was aus ihr geworden ist, was sie jetzt beruflich macht – dann habe ich wenigstens einen Aufhänger, wenn ich unvermittelt in ihr neues Leben hineinplatze. Zum Beispiel: »Mensch, ich habe gehört, du bist jetzt bei der UNO?«

Während ich noch überlege, ob ich eine Nachricht im Briefkasten hinterlassen soll, falls niemand aufmacht, erreiche ich das Haus und sehe: Es ist unbewohnt. Offenbar schon länger. Verwildert sah es immer aus, daran erinnere mich, angenehm verwildert, aber jetzt ist es zugewachsen. Der Wald hat es vereinnahmt. Efeu wächst durch ein offenes Fenster im ersten Stock, die Haustür ist mit Brettern vernagelt. Über einen Fußweg klettere ich durch den Garten nach hinten, muss immer wieder Gestrüpp zur Seite schieben. Wie der Garten damals aussah, weiß ich nicht – betreten habe ich ihn nie, bloß oben vom Fenster aus gesehen. Eine Wäscheleine ist noch gespannt. Ich reckte den Hals und sehe Katharinas Fenster, vom Efeu halb überwuchert. Ich setze mich auf ein Steinmüerchen.

Ein paar Minuten lang ringe ich mit mir, hier hinten sind die Fenster nicht vernagelt, es wäre ganz einfach: eine

Scheibe einschlagen und reinklettern. Einen Hinweis finde ich wahrscheinlich nicht. Aber schon jetzt stecke ich so tief in der Vergangenheit – ich werde gierig, will mehr, mehr Bilder von damals. Die altmodischen Tapeten im Treppenhaus fallen mir ein. Und Katharinas Badezimmer mit einer leicht gewellten Ausgabe von »In 80 Tagen um die Welt« neben der Wanne.

Natürlich steige ich nicht ein. Angst, erwischt zu werden? Nein, Respekt. Es ist ihr Haus, trotz allem. Ich warte, bis es dämmt, hocke schier ewig auf diesem Müerchen. Irgendwann raffte ich mich auf. Ein paar Schritte die Straße hoch, steht die alte Mühle – früher ein Restaurant, aber in der Vitrine, wo eigentlich die Speisekarte hängen sollte, steht: »geschlossen«. Ich gehe weiter, klinge am nächsten Wohnhaus. Ich erwarte Misstrauen, auf dem Dorf kennt man sich, da weiß man, wer dazugehört und wer nicht, und wenn ich frage, wo Familie Friedbach hingezoen ist, wird man mir sagen, dass mich das nichts angeht.

Doch die Frau lächelt. Hinten im Wohnzimmer spielen Kinder im Schlafanzug. Mit einem Hund. „Tut mir leid, da kann ich Ihnen nicht helfen“, bedauert die Frau. Sie guckt, als täte ihr das wirklich leid. „Den Mann hab’ ich nur ein paar Mal gesehen, der war viel im Ausland, glaube ich.“ Sie guckt fragend. Ich erkläre: „Ich kannte die Tochter. Wir waren mal befreundet.“ Sie wirft einen Blick nach hinten, der Hund jault, die Frau erzählt weiter. „Ah ja, an die erinnere ich mich. Erfrischend war die!“ Ein entsetzliches Wort. „Sehr rüdrig! Aber die ist schon lange weg. Hätte ich mir auch nicht vorstellen können, dass die hierbleibt.“ Wir lächeln beide. Ich weiß nicht, was ich noch fragen soll. „Kennen Sie jemand, der vielleicht wissen könnte, wo die geblieben sind?“ Sie guckt

rüber auf den Waldhang, zuckt dann mit den Schultern. „Nee. Die Friedbachs hatten mit der Dorfgemeinschaft nichts am Hut. Das waren Zugezogene, die kommen und gehen – keine Ahnung, tut mir leid.“ Dann reißt sie sich los, der Hund braucht Hilfe. „Schönen Abend noch“, wünsche ich reflexartig.

Am Bach entlang laufe ich zurück, als hätte ich noch was in petto, der Bach plätschert tröstend, aber das hilft ja auch nichts.

Ich wandere zurück Richtung Bahnhof, aber heimfahren kann ich jetzt noch nicht – ich will noch nicht wahrhaben, dass es hier nichts mehr zu tun gibt. Rechtzeitig vor der Bushaltestelle am Ortsausgang biege ich auf den steilen Weg ab, der zur Burg führt. Nach knapp 150 Metern weist ein Felsen den Weg zum jüdischen Waldfriedhof – ich verlasse die gepflasterte Zufahrt zur Burg und stapfe durchs raschelnde Laub in den Wald hinein. Ich kraxle und klettere, und nach zehn Minuten stoße ich auf die ersten Grabsteine – schief und moosbedeckt stehen sie im Laub herum wie stille Wanderer, die sich verirrt haben und darauf warten, dass jemand sie abholt. Ich habe eine Eichhörnchenfamilie aufgeschreckt. Die Tiere erstarren, ich versuche zu signalisieren: Freund, nicht Feind! Drei nehmen Reißaus, das Vierte guckt mich an. Ich erwidere den Blick. Es kommt auf mich zu, erschrocken weiche ich zurück. Da bleibt es stehen, gibt sich mit meiner Reaktion auf seine Drohung zufrieden.

Am Hang schwenke ich nach rechts, und bald stehe ich auf den Resten der römischen Befestigungsanlage. Bei klarem Wetter kann man von hier aus den Bonner Post-Tower sehen – aber mehr als das hell erleuchtete Rheintal interessiert mich der kleine, stille Ort zu meinen Füßen.

Ein paar Laternen brennen. Einen Nachtvogel höre ich, sonst ist es still. Ich war noch nie an diesem Aussichtspunkt, aber Katharina hat mir mehrfach davon erzählt. Sie muss oft hier gewesen sein. Sie hat ihn mir so detailliert beschrieben, dass ich mich direkt zurechtgefunden habe. „Eines Tages zeig’ ich dir den mal.“

Wie ein alter Mann komme ich mir vor, der nach Jahrzehnten in seine Heimat zurückkehrt, die Sinne vernebelt von Nostalgie. Alles vorbei, abgeschlossene Geschichten, vielleicht fehlt noch eine Fußnote hier und da, aber es ist klar, worauf alles hinauslaufen wird. Bitter? Nein, die Erinnerung wärmt.

Zum Schluss schlendere ich die stille Rheinpromenade entlang. Viele Restaurants sind da, aber die Kneipe, in der wir damals nach der Podiumsdiskussion saßen, die finde ich nicht mehr. Der Wirt war alt, wahrscheinlich ist der Laden längst geschlossen. Ich könnte irgendwo fragen, aber so wichtig ist es auch wieder nicht.

Katharina ist an einem Januarmorgen vor 15 Jahren hier weggezogen. Ich weiß noch, dass es an diesem Tag schneite.

Sie öffnete mir die Tür – und guckte geradewegs durch mich hindurch: „Oh nein, es schneit?!“ Dann erst begrüßte sie mich: „Hey, komm rein. Lieb, dass du mithilfst!“ Im Flur stapelten sich Kartons jeder Größe und Farbe, dazwischen lagen verschnürte Bücherstapel. Mittdrin: eine einsame Yucca-Palme. Sie brüllte ins Haus hinein: „Draußen schneit es, verflixte Kacke!!!“ – „Och nö“, rief irgendwer von oben zurück.

An ihren Turnschuhen konnte ich ablesen, in welcher Farbe sie ihr neues Zimmer in Köln gestrichen hatte. Sie fragte: „Du hast nicht zufällig ein paar Quadratmeter Plastikplane mitgebracht?“ Da musste ich passen. Sie er-

klärte: „Bernd hat einen Transporter mit offener Lade-
fläche gemietet.“ Dabei guckt sie wie: »In Tschernobyl
gab es heute einen Zwischenfall«.

Sie wischte sich ein paar Schweißperlen von der
Stirn. Ein Teint wie zerlassene Butter. Nein, wie flüssi-
ges Gold! Sie bemerkte meinen Blick und rieb sich die
Wangen: „Oh, hab’ ich immer noch Goldfarbe im Ge-
sicht? Karin hatte gestern Geburtstag. Das geht so
schwer ab, das Zeug!“

Bernd, den ich nach der Podiumsdiskussion kennen-
gelernt hatte, stolperte die Treppe herunter, einen Ruck-
sack über jeder Schulter und den Gurt einer Sporttasche
zwischen den Zähnen. Offenbar erinnerte er sich an
mich: „FFgngmghh!“, verkündete er. Ich nickte erfreut,
Katharina nahm ihm die Sporttasche ab.

Hinter mir klappte eine Tür auf und ein Typ mit Ohr-
ring und glitschigem Haar tauchte wie das Monster aus
dem Sumpf aus dem Keller auf und streckte uns eine
Rolle Kabel hin. „Was anderes finde ich nicht zum Fest-
machen.“ Katharina zuckte mit den Schultern. „Dann
muss das wohl reichen. Darf ich vorstellen? Das ist Mar-
tin, mein kleiner Bruder.“ Er protestierte – „wie, klein?“
sie legte nach: „Unser Nesthäkchen! Wir hoffen, dass er
noch wächst und eines Tages mal blitzgescheit wird.“ Er
zeigte ihr seine geballte Faust.

Nach einer halben Stunde Schlepperei hatten wir ge-
fühlte zehn Zentimeter Neuschnee im Haar, nasse Schul-
tern und Gummi-Arme. Katharina und Bernd führten
eine fiebrige Diskussion über arktischen Massenfisch-
fang, gleichzeitig zurrte Katharina mit Martins Kabel das
wackelige Sammelsurium von Kisten und Möbeln auf
der offenen Ladefläche fest – das erforderte Geschick,
weil man die 20 Meter Kabel nicht zerteilen konnte, aber

Katharina hat beide geschafft: die Fischindustrie und das
Kabel. Ich stellte sie mir auf einer Demo vor, wo Pflas-
tersteine flogen, Wasserwerfer die Demonstranten zu-
rückdrängten – und wunderte mich über mein diffuses
Verlangen, sie zu beschützen.

Schließlich stemmte sie die Hände in die Hüften und
betrachtete unser Werk – ihr gesamtes Eigentum auf
einem Haufen: „Fast wie nach der Abi-Feier. Da haben
wir unsere Hefte und Bücher zusammengeschmissen
und angezündet.“ – „Was habt ihr?“, erkundigte ich
mich. Sie beschwichtigte: „Lag am Tequila ... Nicht, dass
ich’s bereuen würde!“

Zwergenseen aus Schnee bildeten sich auf der Mo-
torradplane und der abwaschbaren Tischdecke, mit
denen wir zum Schluss alles abdeckten. „Wenn Papa er-
fährt, dass du seine Motorradplane benutzt hast“, meinte
Martin, „kannst du dich warm anziehen.“ Katharina sah
ihn ernst an: „Doch verrate mir, zorniger junger Mann:
Wie sollte er das jemals erfahren?“

Die letzten losen Tüten, die noch herumstanden,
packten wir uns auf den Schoß; ich konnte kaum noch
durch die Windschutzscheibe gucken, so wurde ich zu-
gestapelt. Bernd setzte sich ans Steuer und fuhr los. Im
Fahrtwind hörte ich die Plane zupeln.

Einer der Kartons auf meinem Schoß trug die Auf-
schrift »Fotos«. Ich überlegte kurz. Es konnte eh niemand
sehen, was ich tat – so perfekt getarnt von Tüten und Kar-
tons – also lüpfte ich den Deckel, was mein Aktionsradius
gerade noch zuließ. Obenauf lag ein Einschulungsbild:
Katharina mit Zahnücke, Zopf und Schultüte. Dahinter
ein neueres: mit wilder Grimasse und fliegendem Haar
beim Gemüseschnibbeln. „Ein Wettkampf“, erklärte
Katharina, „Wirsingwettschneiden.“

Ich spürte, wie ich knallrot wurde. „Ertappt?“, grinste sie im Rückspiegel. Stammelnd entschuldigte ich mich für meine voyeuristische Entgleisung, sie winkte ab: „Solange du keins von den Aktfotos klaust ...“ Ich starrte sie an: ein Scherz? „Ein Scherz“, nickte sie. „Ich hab’ übrigens gewonnen – ich hab’ meinen Wirsing am schnellsten zerhackt.“ Ich sah mir das Bild genauer an: Das Messer, leicht unscharf, rauschte durch die Luft, von geschredertem Wirsing wie Konfetti umwirbelt. „Unsere Ortsgruppe musste ein Pfadfinderlager bekochen – hundert hungrige Teenies! Also hatte ich einem Bauern 30 Kilo Kohl aus dem Kreuz geleiert, aber das Zeug musste klein geschnitten werden, worauf natürlich niemand Lust hatte. Also haben wir einen Wettkampf draus gemacht.“ – „Clever“, sagte ich. Sie erwiderte: „Danke“, aber es klang ironisch. „Wir haben ganz schön was an Spenden zusammenbekommen an diesem Abend“, erinnerte sie sich. Kurz rang ich mit mir, dann schloss ich den Karton wieder.

„Übrigens“, sie stieß Bernd in die Seite, „hab’ ich neulich Bilder von unserem Sitzstreik gefunden. Weißt du noch? Wo’s so kalt war, dass unsere Schokoriegel gefroren sind.“ Bernd lachte: „Ein Sitzstreik zu zweit, klar weiß ich das noch!“ – Sie suchte meinen Blick im Rückspiegel: „20 Leute wollten mitmachen, aber dann haben alle gekniffen.“ – „Weil’s mörderisch kalt war!“, ergänzte Bernd und schüttelte sich bei der bloßen Erinnerung. – „Es ging ums Prinzip“, beharrte Katharina. Bernd schluckte runter, was immer ihm auf der Zunge lag. Wir hielten an einer roten Ampel, Sekunden vergingen. „Nein, es ging nicht ums Prinzip“, meinte Katharina dann, „es ging um die Sache!“ Sie schüttelte den Kopf. „Verflix, warum korrigiert mich denn keiner, wenn ich Unsinn rede?“

Bernd und Martin tauschten amüsierte Blicke, dann lachten beide sie aus. Katharina runzelte die Stirn, Bernd duckte sich in gespielter Angst. „Für heute Mittag hab’ ich Brote geschmiert“, sagte sie. „Extrem lecker. Aber ihr kriegt keinen einzigen Krümel!“

In Köln angekommen, leerten wir die Ladefläche und trugen die Sachen in den vierten Stock. Das nahm, alles in allem, gut vier Stunden in Anspruch, weil das Mietshaus keinen Fahrstuhl hatte. Am späten Nachmittag beschloss ich, mir eine Auszeit zu gönnen. Ein Dutzend Helfer wuselte mittlerweile durch Katharinas Wohnung, bewaffnet mit Akkuschaubern, Putzlappen und Mörteltöpfchen. Ich half noch mit der Waschmaschine, dann fuhr ich zu meinen Eltern, um zu duschen und ein wenig zu schlafen.

Als ich wiederkam, war Katharina allein. Die Tür stand offen, sie saß auf dem Fußboden, eine Milchtüte in der Hand. Die Regale hingen, die falschen Bohrlöcher waren zugeschmiert. Alles erledigt – Katharina auch. „Danke, dass du nochmal kommst“, sagte sie. „Aber für heute reicht’s. Die anderen hab’ ich schon weggeschickt.“ Ich hockte mich neben einen Wäschekorb voller Schallplatten. „Willst du Musik hören?“, fragte ich. Sie schloss die Augen und lehnte den Kopf gegen die Wand: „Ja, gerne.“ Ihre Nase war ganz staubig, vom Bohren wahrscheinlich. Ich wollte ihr den Staub wegpusten, hatte schon die Lippen gespitzt, aber dann ließ ich es bleiben. „Wie kommst du voran?“, wollte sie wissen. Vorsichtig holte ich Jack Hardy aus der Hülle, legte die A-Seite von »The Mirror of my Madness« auf den Teller, aber das Ding drehte sich nicht. Der Stecker war nicht drin. „Womit?“ Kurz hob sie den Kopf, musterte mich hinter gehobener rechter Braue: „Na, mit der

Zeichnerin.“ Neben dem Fenster fand ich eine Steckdose, aber das Kabel reichte nicht, also trug ich den Plattenspieler vorsichtig zum Fenster. „Ich glaube, ich habe mich geirrt“, sagte ich. Es klang wie ein Eingeständnis meiner Unfähigkeit.

Ich erzählte kurz, dass sie auf meinen Brief nicht reagiert hatte, dass wir uns flüchtig zulächelten, wenn wir uns in der Schule begegneten, aber seit unserer Unterhaltung nach der Redaktionssitzung kein Wort mehr miteinander gesprochen hatten. Bei der Schülerzeitung machte ich nicht mehr mit. Nächste Woche würde ich meine letzten Klausuren schreiben, dann bekam ich mein Abiturzeugnis und um Ostern herum würde das Kapitel abgeschlossen sein: Ich würde Marie nicht mehr wiedersehen. Und das war in Ordnung so. Noch immer stand ich mit dem Plattenspieler in der Gegend herum, denn ich wollte ihn nicht einfach auf den Boden stellen. Also zog ich mit dem Fuß den Schaukelstuhl ein bisschen näher ans Fenster. Ich stöpselte das Gerät ein, hob den Tonarm, der Teller drehte sich. Bloß Musik kam keine. Logisch, es waren ja auch keine Boxen angeschlossen.

Katharina trank einen Schluck Milch. „Inwiefern hast du dich geirrt?“ Jetzt hatte sie einen kleinen Milchbart, putzte ihn aber gleich ab. „Keine Ahnung. Ach, das ist alles fürchterlich kompliziert.“ – „Du traust dich nicht, Tacheles zu reden – was ist daran kompliziert? Hilf mir mal hoch.“ Sie streckte mir ihre Arme hin, ich kletterte über ein paar Schuhkartons, dann war ich nahe genug bei ihr, sie packte meine Hände und zog sich daran hoch, grimassierend bog sie ihren Rücken durch.

„Hast du Boxen zu dem Plattenspieler?“ – „Tja, aber wo? Ist wohl einfacher, wir singen selber was.“ Mühsam erhob sie sich und schlurfte zur Tür. „Aber erst mal

muss ich einkaufen gehen“, stöhnte sie. „Die Brote sind alle weg. Und ich hab’ Kohldampf!“ – „Ich hab’ Frikadellen mitgebracht!“

Ihr Gesicht hellte sich blitzartig auf: „Oh, là, là! Weißt du eigentlich, dass du in die Stadtgeschichte eingehst? Als erster Mensch, mit dem ich in Köln einen Fleischklops teile.“ Gierig fischte sie eine Frikadelle aus der Metzgerutü, hielt sich dann aber zurück: „Eigentlich esse ich nur Känguru-Frikadellen.“ Todernt sagte sie das. Gleichfalls mit Pokerface erwiderte ich: „Aber die sind aus Känguru-Fleisch!“ Sie grinste, biss ein großes Stück ab.

„Scharlatan!“, schimpfte sie dann mit vollem Mund. Jetzt musste ich lachen und sie lachte mit – nicht über ihre alberne Bemerkung, nehme ich an, sondern weil sie sich über mein Lachen freute.

Nachdem alle Frikadellen verspeist waren, bot sie mir einen Schluck Milch an. Wir tranken aus derselben Tüte, weil die Gläser noch nicht ausgepackt waren. „Sag ihr, dass du Zeit mir ihr verbringen möchtest“, riet sie. „Vielleicht gibt sie dir eine Chance.“ Sie stand wieder auf, um das Fenster zu öffnen. Die ganze Wohnung roch nach Frikadellen.

Draußen ratterte eine Straßenbahn vorbei, Katharina wohnte jetzt in der Innenstadt. Wer in Bad Breisig aufgewachsen ist, muss sich an diesen Anblick – Barbarosaplatz, Inbegriff städtebaulicher Ignoranz – erst einmal gewöhnen.

„Guck dir die ganzen Pärchen an, die hier vorbeispazieren. Was meinst du, wie viele von denen einfach nicht alleine sein können. Das ist nicht bei allen die große Liebe. Die haben ihre Ansprüche so weit reduziert, dass sie’s miteinander aushalten – weil sie einen Koller krie-

gen, sobald sie mal zwei Tage am Stück sich selbst überlassen sind.“ Sie zuckte mit den Schultern und drehte sich zu mir um. „Wenn du glaubst, da ist jemand, mit dem du mehr haben könntest als das – dann rei dich am Riemen und klär das ab. Es lohnt sich, dafür ein Risiko einzugehen.“

Die Leseprobe hat Ihnen gefallen?

Dann möchten wir Ihnen das komplette Buch nicht länger vorenthalten:

René Klammer: *Wir kannten uns*

Roman. 192 Seiten, mit acht Fotos von Originalschauplätzen. 12 x 19 cm, gebunden mit Schutzumschlag. ISBN: 978-3-943580-08-2. 19,80 Euro.

Erhältlich überall, wo es Bücher gibt – und innerhalb Deutschlands versandkostenfrei direkt beim Verlag (Bestellcoupon rechts).

Das komplette Verlagsprogramm erhalten Sie kostenlos bei:

Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln, Tel./Fax: 0221 368 55 40 Internet: www.rr-verlag.de

Absender/Lieferadresse

Stand: 10/2014

Name: _____ Straße: _____

PLZ/Ort: _____ Tel. (für Rückfragen): _____

E-Mail: _____ Datum/Unterschrift: _____

(für Rückfragen bzw. Newsletter)

Bestellcoupon*

Roland Reischl Verlag
Herthastraße 56
D-50969 Köln

Hiermit bestelle ich

Übertrag = _____

Ex. Titel je Summe Sonneck: *Den Himmel ...* 10,00 € = _____

Bruchmann: *Queen's Dog* 18,90 € = _____ Venzlauff: *Veilchen* 10,00 € = _____

Brune: *Eine Runde* 14,80 € = _____ *Der Vorgebirgsrebell* 19,80 € = _____

Brune: *Rheinwärts* 12,80 € = _____ **Aus anderen Verlagen**

Brune: *Rodenkirchen* 6,00 € = _____ Braun: *Max und Moritz* 12,95 € = _____

Döring: *Eburonengold* 10,00 € = _____ Corpas M.: *Kuriositäten* 9,90 € = _____

Drews: *Mein Paris* 22,80 € = _____ Schieth: *Aufgeklärt* 24,80 € = _____

Eder: *„Madre e Hija“* 14,80 € = _____ **Gesamtbetrag Bücher* = _____**

Hansen: *„Shit Cologne“* 10,00 € = _____ ***Lieferung innerhalb Deutschlands frei Haus**
(für Lieferungen ins Ausland zzgl. 3,50 € Portopauschale)

Hermanns: *Auf den Spuren* 5,95 € = _____

Klammer: *Altenbrak* 7,80 € = _____

Klammer: *Wir kannten uns* 19,80 € = _____

Lenski: *Kirche Chile* 10,00 € = _____

metronom 19,80 € = _____

Reischl: *Einmal Chile* 19,80 € = _____

Zwischensumme = _____

- Den Gesamtbetrag habe ich mit Angabe meines Vor- und Zunamens, überwiesen an: R. Reischl
IBAN: DE83 100 777 770 292 152 600
BIC/SWIFT-Code: NORSDE51XXX (Norisbank).
- Ich habe unter www.rr-koeln.de die Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) des Roland Reischl Verlages gelesen und erkenne diese hiermit an.
- Ich möchte den kostenlosen Newsletter an meine oben genannte E-Mail-Adresse erhalten.

*Bestellcoupon in Originalgröße (A5) ausdrucken und mit der Post verschicken bzw. per Fax an: 0221 368 55 40 – oder eine E-Mail mit Ihren Bücherwünschen an: rr-verlag@t-online.de (in der Mail bitte Vorauszahlung bestätigen, AGB anerkennen und Lieferadresse nicht vergessen!)

Lieferung nach Zahlungseingang bzw. bei Vorbestellungen spätestens zum Erscheinungstermin.
Sie erhalten eine Rechnung mit Bestätigung Ihrer Vorauszahlung.



Folgen Sie den vom Dichter Georg Herwegh und seiner Frau Emma angeführten Revolutionären, die 1848 durch den Schwarzwald zogen.

ISBN 978-3-9812648-8-3
5,95 Euro



In 26 Tagen reiste Roland Reischl von Köln nach Chile. Sein Tagebuch folgt den Spuren von Auswanderern und anderen Atlantikfahrern.

ISBN 978-3-943580-06-8
14,80 Euro



Das Dienern, Mobben und Bespitzeln ist Volker Venzlaff zuwider. Seinen Lehrer-Alltag an einem Landgymnasium hat er in einen Krimi gepackt.

ISBN 978-3-943580-09-9
10 Euro (ab März 2014)